

Leseprobe
aus organ 3/2012

© Schott Music, Mainz 2012

Und ihrer *Werke* sind Legion ...

Zur 150jährigen Geschichte von Orgelbau Späth

Markus Zimmermann

— Sein Handwerk – Bau, Reparatur und Pflege kleiner Schleifladen-Organen – hatte Alois Späth bei Vitus Klingler gelernt und soeben dessen Werkstatt in Ennetach (heute ein Stadtteil von Mengen, rund hundert Kilometer westlich von Ulm) übernommen. Für den katholischen Gottesdienst in den bescheidenen Landgemeinden genügte in aller Regel Instrumente mit einem Manual, Haltetonpedal und etwa einem Dutzend Registern für Liedbegleitung und „klavieristische“ Einlagen. Trotz guter Zeugnisse und hohen Ansehens blieb Späths orgelbauliches Œuvre überschaubar; beispielhaft ist das weitgehend erhaltene Werk von 1870 in Allmannsweiler (Landkreis Biberach an der Riß; Abb. S. 10). Der Markt war begrenzt und die Konkurrenz durch die großen „protestantischen“ und industriell arbeitenden Firmen Walcker, Weigle und Link äußerst hart.

Typisch für die späten Gründerjahre dagegen erweist sich die Laufbahn der nächsten Späth-Generation: Schon früh zeigte sich, dass Franz Xaver (1859-1940) über ein außerordentlich feines Musikgehör und Albert (1866-1948) über großes technisches Geschick verfügten. Nach Lehr- und Wanderjahren eröffnete Franz Xaver 1882 die zuvor zum Erliegen gekommene väterliche Werkstatt wieder. Beflügelt durch die eingehenden Aufträge aus den katholischen Gebieten Württembergs und Hohenzollern trat 1893 Albert ins Geschäft ein. Die Brüder bauten ihr Unternehmen nun systematisch zur arbeitsteiligen Orgelbau-Anstalt aus: mit Dampf und später elektrisch betriebenen Maschinenpark, größeren Räumen und mehr Personal.

Inzwischen hatte sich durch die kirchenmusikalische Reformbewegung des Caecilianismus, die im Kern eine restaurative kirchliche Singbewegung war, die Musikpraxis im katholischen Raum geändert: Es waren nun häufiger zweimanualige Orgeln gefragt, mit deren dynamisch gestaffelten Grundstimmen vor allem die allerorten neu entstandenen Kirchenchöre zu begleiten waren. Deshalb musste auch mehr Spielkomfort geboten werden, und so experimentierten die Gebrüder Späth eifrig mit pneumatischen Laden- und Traktursystemen.

Stiftungsratssitzung, irgendwo vor 150 Jahren im ländlichen Oberschwaben – gespannt warten alle auf den Orgelbauer, der seinen Entwurf und sein Kostenangebot vorstellen möchte. Ein Dreikäsehoch stürmt in den Saal und verkündet feierlich: „Ich soll sagen, dass mein Vater heute nicht in die Sitzung kommen kann, weil unsere Kuh kalbt ...!“ Eine solche Entschuldigung wäre heute für einen Orgelbauer unvorstellbar, wo allenfalls Autostaus, Computerviren o. ä. eine professionelle Präsentation auf das empfindlichste stören bzw. vereiteln können. Doch im bäuerlich geprägten oberen Donautal boten 1862 derart gravierende Vorkommnisse triftige Hinderungsgründe, war Alois Späth (1825–1876) doch in Personalunion Schreiner, Landwirt – und eben auch Orgelbauer.

Dabei kam es zu herben Rückschlägen, aber auch zu bis heute wichtigen, prägenden Patenten wie etwa dem „Transponeur“ oder den geradezu zum Markenzeichen für Späth gewordenen „Crescendo-Hebel“ auf den Klaviaturbacken (Abb. S. 10). Um 1900 waren bereits 25 Mitarbeiter in den Ennetacher Werkstätten beschäftigt. Eine typische erhaltene Dorforgel aus dieser Periode steht weitestgehend unverändert in Aixheim (Landkreis Tuttlingen; Abb. S. 10); Kirche und Inventar samt Orgel stammen von 1904, das Instrument klingt dunkel-sonor. – Ein Brand auf dem Firmengelände 1905 verursachte zwar kurzzeitige Lieferschwierigkeiten, verhinderte jedoch nicht die weitere Expansion der Firma. Aufträge kamen nun auch zunehmend aus anderen Gebieten Deutschlands und bald ebenso aus dem Ausland.

VOLLSTÄNDIG „ELEKTRISIERT“

In die frühen Lehrjahre zurück reichten die guten Kontakte von Franz Xaver Späth zur nahe gelegenen Benediktiner-Erzabtei Beuron im oberen Donautal. So kam es denn auch, dass ihm der grundlegende Um- bzw. wesentliche Ausbau der ursprünglich 1878 von Heinrich Conrad Branmann errichteten Klosterorgel aus

Ulm anvertraut wurde. Haupt- und Chororgel sollten nach dem Vorbild von Einsiedeln in der Schweiz auf elektrischem Weg miteinander verbunden werden; Teile der Elektrik wurden in den Beurer Klosterwerkstätten hergestellt. Mit seinem damals viel beachteten und gelobten Opus 90 in Beuron gelang Späth zugleich der überregionale Durchbruch – er hatte hier die erste elektrisch gesteuerte Großorgel Deutschlands geschaffen, die sogar als mittelbares Vorbild für die spätere Orgelanlage im Passauer Dom gegolten haben dürfte. Darüber hinaus steht dieses Werk am Anfang der Zusammenarbeit mit zahlreichen Benediktinerklöstern, für die Späth oft mehrteilige Orgeln errichtete, so etwa in St. Ottilien (Oberbayern) oder in der Abtei Schweiklberg (Niederbayern). Ein gewisses Kuriosum stellten die Gehäuseläden in Beuron dar: Anstelle der Orgelpfeifen standen im Prospekt Engelsfiguren im Stil der dortigen Kunstschule, die sich mit den Schwellerjalousien drehten. Ohne sichtbare Prospektpfeifen blieb auch das Äußere der 1912 erbauten Orgel für die Abtei Gerleve in Westfalen; dieses Instrument stand allerdings in schlichten „Orgelkästen“, die bereits an den erst Jahrzehnte später im deutschen Orgelbau weit verbreiteten Stil der neuen Sachlichkeit der Orgelgehäuse-Architektur erinnern (Abb. S. 11).

In diese zeitliche Periode fällt auch eine klangliche Neuorientierung: Franz Xaver Späth griff damals begeistert die Ideen der elsässischen Orgelreform auf. Pater Molitor Klein aus Beuron hatte sich bei Reisen nach Frankreich und Ottobeuren mit neuen Möglichkeiten der Klanggestaltung beschäftigt und in Gemeinschaftsarbeit der Firmen Henri Didier (Champagne) und Späth unter der Leitung des ehemaligen Chefintonteurs der Pariser Werkstätten Cavaillé-Coll, Joseph Koenig, die Klosterorgel umbauen lassen. Fortan disponierte Späth kräftige obertonreiche Zungenstimmen in Nebenwerke und wertete diese mit Teiltonreihen und Mixtur erheb-

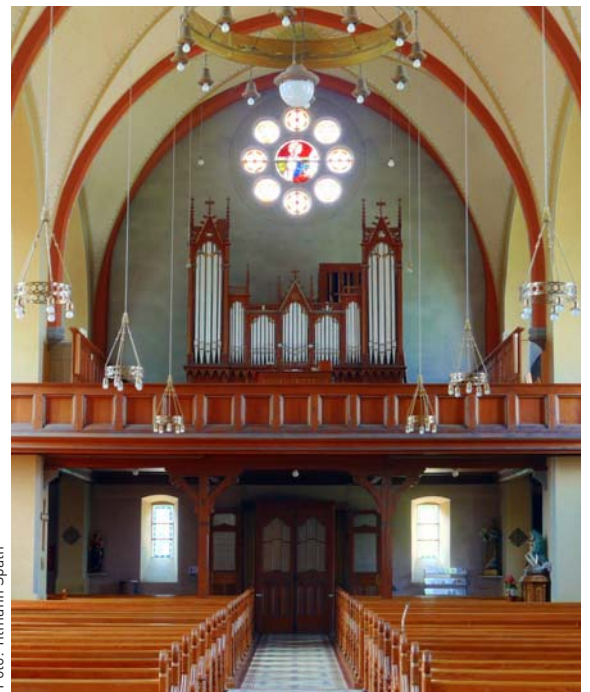


Foto: Tilmann Späth

Aixheim, Gebr. Späth, 1904

lich auf. Diese Tendenz lässt sich auch bei kleineren Orgeln verfolgen und wurde bis in die frühen 1960er Jahre hinein beibehalten.

Noch ganz der deutschen Orgelromantik verpflichtet ist die samt Fernwerk vollständig erhaltene Orgel in der Hohenzollerschen Gruftkirche in Sigmaringen-Heddingen (Abb. oben rechts). Sie brachte den Späths den Titel „Fürstlich Hohenzollersche Hoforgelbaumeister“ ein.

EIN MEDIZINER ALS FIRMENCHEF

Erstaunlich rasch erholte sich die Firma Späth zwar in materieller Hinsicht von den unmittelbaren Folgen des Ersten Weltkriegs, und bereits um 1920 war die frühere Produktivität mit jährlich durchschnittlich mehr als zehn Neubauten wieder erreicht. Doch nun musste dringend die Nachfolge in der Firmenleitung geregelt werden. Franz Xavers Sohn Franz (1901–24) und Alberts Sohn

Allmannsweiler, Alois Späth, 1871



Foto: Mark Vogl

Transponeur und Crescendo-Hebel in Habsthal, Gebr. Späth, 1907



Foto: Mark Vogl

Foto: Wolfgang Manecke



Sigmaringen-Hedingen, Gebr. Späth 1912

Leo (1897-1918) sollten und wollten das Geschäft weiterführen. Letzterer hatte bei Seifert in Köln gearbeitet, fiel aber kurz vor Kriegsende. Franz Späth (II.) hatte eine Ausbildung zum Elektrotechniker absolviert, war dann zu Marcussen, Klais und E. F. Walcker gegangen und hatte 1922 die Meisterprüfung abgelegt. Auf einer Fortbildungsreise nach Spanien verstarb er 1924 während der damals grassierenden Grippe-Epidemie.

In kurzer Zeit musste sich daher der älteste Sohn von Franz (I.), Karl Späth (1899-1971), in den Orgelbau einarbeiten und übernahm bald auch schon die Firmenleitung. Er war zu diesem Zeitpunkt bereits promovierter und approbierter Arzt, fasste jedoch in der Orgelwelt rasch Fuß. Er engagierte sich im Komitee der Freiburger Orgeltagung von 1926 und setzte sich für die Reformziele der Orgelbewegung ein.

Gemeinsam mit den Orgelsachverständigen Pater Winfried Ellerhorst und Josef Siller reiften mit Wein-

garten (Chororgel, Abteikirche) und Kisslegg Ende der 1920er Jahre Orgelprojekte, die mit ihren entlegenen Teiltonreihen und kurzbecherigen Zungenstimmen jene Impulse aufgreifen, die von der ersten Freiburger Praetorius-Orgel (1921) ausgingen. Bedeutende Orgeln bauten die Gebrüder Späth auch für den als „Dom des Saargaus“ von Hans Herkommer geplanten Monumentalbau (1927/28) von St. Michael in Saarbrücken (verändert erhalten) und die ebenfalls von Herkommer errichtete Frauenfriedenskirche in Frankfurt am Main (Orgel nicht erhalten).

Bereits seit geraumer Zeit hatten sich das (nun französische) Saarland, das heutige Rheinland-Pfalz und das Bistum Fulda verstärkt als Absatzgebiete erwiesen. So wurden Filialbetriebe in Trier und Fulda eingerichtet, die bis gegen 1960 bestanden. Sogar nach Italien wurde geliefert: Opus 360 für die Deutsche Nationalkirche Kirche Santa Maria dell'Anima in Rom (1928, II/37) bescherte der schwäbischen Werkstatt den Ehrentitel „Päpstlicher Hoflieferant“ und Karl Späth das Ehrenkreuz des Mercedarier-Ordens. Es mag sein, dass diese Auszeichnung potenzielle Auftraggeber nicht römisch-katholischer Konfession verunsicherte – denn bis nach 1945 baute Späth lediglich eine einzige (!) Orgel für ein evangelisches Gotteshaus.

Andererseits zeigt das Schaffen des süddeutschen Orgelbauunternehmens Späth exemplarisch, dass man sich sehr wohl auch in katholischen Kreisen intensiv mit den Ideen der Orgelreform befasste. Trotz Wirtschaftskrise, beginnenden Schikanen durch das NS-Regime und Materialbewirtschaftung realisierten die Ennetacher Orgelbauer auch in den 1930er Jahren noch bedeutende Instrumente, von denen einige erhalten und teilweise restauriert sind...

**... mehr erfahren Sie
in Heft 2012_03**

Gerleve, Gebr. Späth, 1912



St. Ingbert, Saarland, St. Hildegard, Gebr. Späth, 1933



Foto: Heike Scholz